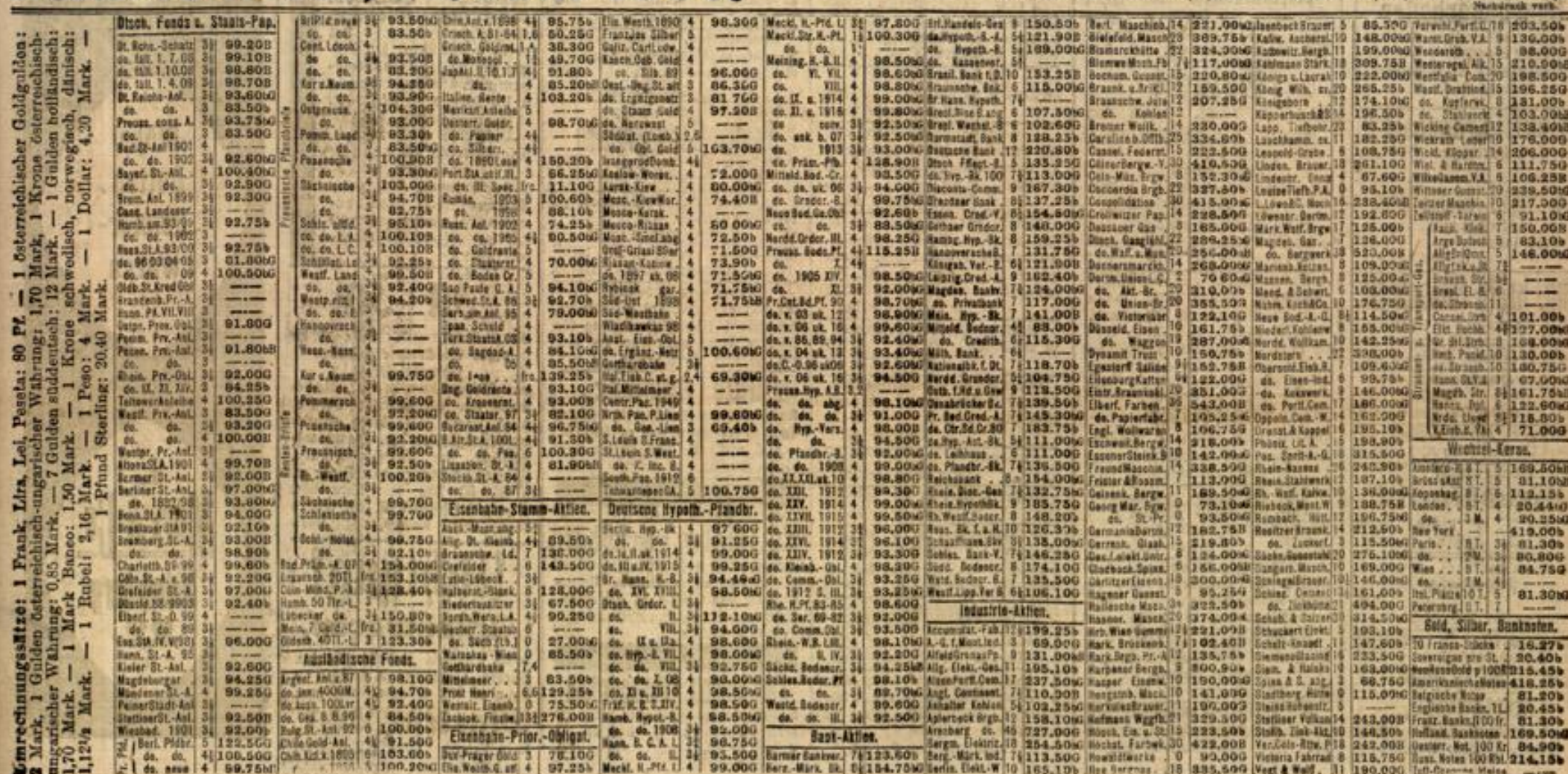


22. Jahrgang.





Nr. 145.

Dienstag, den 25. Juni 1907.

22. Jahrgang.

Ein Frühlingstraum.

Ein Roman aus dem Leben von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

1. Teil.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir seh'n uns wieder
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Lehne.

I.

Es war ein wunderschöner, warmer Septembertag. Ein wolkenloser blauer Himmel lugte auf die schon etwas herbstlich geschmückte Erde herab, und die Sonne strahlte in wahrhaft sommerlicher Glut, als wollte sie die Menschen über das Nahen der rauheren Jahreszeit hinwegtäuschen. Mir wurde der Krug zu warm; ich nahm ihn von den Schultern, während ich meinem Lieblingsaufenthalte, dem St. Annenkirchhofe zustrebte. Dort umfängt mich stets ein tiefer Friede, wie ich ihn selbst im Gotteshause nie empfinde; eine himmlische Ruhe überkommt mich, und losgelöst von allem Irdischen ist dort meine Seele.

Wie Du weißt, habe ich in meinen jungen Jahren viel gekämpft und gelitten, und als ich das Glück endlich zu halten glaubte, da wurde es mir von neidischer Hand entzissen — mein heißgeliebter Mann starb mir plötzlich nach sechsjähriger glücklicher Ehe, und mein einziges Kind folgte ihm nach einem Monat schon. Von meinem Schmerze will ich nicht sprechen; still habe ich ihn in mir niedergelämpft — meine Tränen sah nur Gott allein! Ich kann mein Unglück und mein Leid nicht in die Welt hinausschreien, aber mein Haar ist grau geworden und mein Auge trübe; — die Hände habe ich mir wund gerungen im Kampf mit meinem Schmerz und gar oft gruben sich in heißer Verzweiflung meine Nägel tief in den grünen Hügel, der mein Liebstes in sich birgt.

In einem stillen Schweizerdörfchen endlich, im Angesichte der ewigen, großartigen Natur, habe ich Heilung für meine angegriffene Gesundheit und Linderung für meinen Schmerz gefunden, und dort auch habe ich mich durchgerungen zu einer Ruhe und Ergebenheit, wie ich sie früher nie für möglich gehalten; da habe ich die stürmischen Wünsche und Hoffnungen der Jugend für immer begraben. Das mir beschiedene Glück habe ich genossen — mehr als viele andere — und mehr als viele andere habe ich dem Erdenleid und Erdenschmerz meinen Tribut zollen müssen. Das hat mich indes nicht hart und selbststüchtig gemacht; ich habe ein warmes Herz für andere behalten, wenn ich auch einsam und allein bin!

Doch davon will ich weiter nicht reden, sieben Jahre sind seitdem vergangen, und die Zeit lindert ja alles! — Meine Erholung ist der tägliche Gang nach dem Friedhofe, wo ich die Gräber meiner Lieben schmücke, und wo ich gern eine Stunde stiller Beschaulichkeit verleihe. — Doch wenn man so oft wie ich an jener Friedensstätte weilt, bekommt man auch Interesse für andere Gräber und für diejenigen, die darin ruhen. Da frage ich mich wohl: Woran ist er gestorben? — Hat ihn der Tod

mitten aus dem blühenden Leben gerissen? Kam er unerwartet oder schmerzlich herbeigesehnt? Und mächtig bewegt sind dann oft mein Gedanken.

So stehe ich gar häufig stehend vor einem einfachen Grabhügel, der ganz von Efeu überzogen ist — nur ein einziger Rosenstock, der herrliche, weiße Blüten trägt, ist darauf gepflanzt. Eine schwarze Marmortafel trägt die kurze Inschrift:

Mary Winters

Geb. am 26. Juni 18 ..

Gest. am 18. Dezember 18 ..

Ruhe sanft!

Wer mag das junge Wesen sein, das in der Blüte der Jahre dahingerafft und hier zur Ruhe gebettet ist, die es auf Erden nie gefunden? Keine liebende Hand pflegt das Grab, verlassen liegt es da — nur vom Friedhofswärter oder seiner Frau notdürftig in Ordnung gehalten, wie ich beobachtet habe. Einmal habe ich den Mann danach gefragt, der hat aber nur die Achseln gezuckt und mir kurz erwidert, er wüßte es nicht; er besorge das Grab im Auftrage eines Dr. Samann, der kürzlich verstorben sei! Jedoch bemerkte ich, wie sein Auge feucht wurde und wie es um seinen Mund zuckte. Ich hatte mir vorgenommen, ihn doch nochmals danach zu fragen; damals wollte ich nicht weiter in ihn dringen; wer weiß, wessen Geheimnis er hüten wollte! — Mir tut das einsame Grab, das mir ein selbst unerklärliches Interesse einflößt, leid, und hin und wieder lege ich ein einfaches Sträußchen darauf nieder.

Dann ist mir in der Nähe des Eingangs noch eine Grabstätte besonders bemerkenswert, die zwei Gräber enthält — ein großes und ein kleines.

Ruhestätte der Familie Wolfsburg.

Die Platte auf dem Kindergrab trägt die Inschrift:

Unser Hasso.

Geb. 10. Juli 18 ..

Gest. 10. Oktober 18 ..

Wie einfach und rührend die Worte: Unser Hasso! Welch eine Fülle von Schmerz und Liebe bergen sie! Ach, ich kann mir wohl denken, was die armen Eltern gelitten haben, ihren Liebling dahinzugeben! Die arme Mutter — der arme Vater — doch er ist ja mit seinem Kinde vereint; denn die andere Grabstätte birgt seine sterbliche Hülle. Auf kostbarer Marmortafel ist zu lesen:

Hier ruhet mein heißgeliebter Mann
Hasso Wolf Freiherr von Wolfsburg,
Hauptmann im 10. Infanterie-Regiment

Geb. 2. April 18 ..

Gest. 1. Juli 18 ..

Groß ist mein Schmerz!

Wie hat sie mir leid getan, die Frau, der das Schicksal ebenso wie mir mitgespielt — die ebenfalls ihr Liebstes hat hingeben müssen — wie mußte sie leiden beim Anblick der hei-

den Gräber, besonders das letzteren, das noch so unheimlich frisch ist. — So waren meine Gedanken, und ich war begierig, die Frau jenes Mannes zu sehen, den auch ich gekannt als den schönsten schneidigsten Offizier seines Regiments.

Und ich habe sie vor einigen Wochen gesehen!

Eine große, volle, fast zu üppige Erscheinung, der die hoch-elegante Traner toilette sehr gut zu dem weißblonden Haar und der rosigen Gesichtsfarbe steht. Ich habe sie beobachtet, wie sie auf jedes Grab einen Kranz legte, den ihr der Diener reichte, wie sie sich dann in grazioser Haltung auf der Ruhebänk niederließ — und nach einer kleinen Weile einen Taschenspiegel in die Hand nahm, vor dem sie sich die Stirnlöcher zurechtzupfte. — Was mochte in ihrer Seele vorgehen? — Mich fachte ein förmlicher Haß gegen dieses üppige, so gesund aussehende Weib — nein, sie hatte das Mitleid fremder Leute bei dieser Seichtheit des Empfindens nicht nötig, und da begriff ich auch, wie der Mann mit dem groß und edel denkenden Herzen unmöglich an der Seite eines solchen Wesens glücklich werden konnte. Was mag in ihm vorgegangen sein, was muß er gelitten haben, ehe dieser Hügel seine sterbliche Hülle deckte! — Da ruht er nun, der Herrlichsten einer — vereinst geachtet und geehrt vor seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Kameraden und vergöttert von seinen Untergebenen! O! bleibe ich stehen an dem kunstvoll getriebenen Gitter und blicke auf das frische Grab, das stets mit den herrlichsten Blumen geschmückt ist. Vergilbte Lorbeerkränze mit halb vermoderten Schleifen und ehrenvollen Widmungen liegen noch da; doch was hast du davon, du armer Mann! Du verlangst sicher nicht danach — was du suchtest, war Ruhe, und die hast du ja endlich gefunden, du und jenes junge Weib, das da hinten an der großen Linde schlummert unter dem einfachen schmucklosen Grabhügel. — — —

— Die Lust hatte mich müde gemacht; ich suchte mein Diebungsplätzchen auf — eine schlichte Bank unter jener alten schönen Linde — vor mir meine beiden Gräber und nicht weit davon das von Mary Winters! Da sehe ich nun und denke — die laue Luft umschmeichelt mich losend, schöner Sonnenschein liegt auf den Gräbern, da die weißen und schwarzen vergoldeten Kreuze flimmern, so daß ich, davon geblendet, die Augen schließe. Ueber mir rauscht es so geheimnisvoll in den Zweigen des Baumes, und mich überflutet eine süße Mattigkeit — es ist hier auch ein so weltverlorenes einsames Plätzchen, wohin sich selten jemand verirrt. Eine eigene Stimmung bemächtigt sich meiner — es rauscht stärker, geheimnisvoller über mir, und mir ist, als hörte ich eine sanfte, unendlich süße Stimme, und ich sehe auch das Wesen, dem diese Stimme angehört — ein wunderhohes, blondes Mädchen mit unergründlich tiefen Augen, aus denen eine Welt von Schmerz und Leid spricht. Sie hebt die schmalen, kinderkleinen Hände — doch als ich genauer nach ihr blicke, zerfließt sie in weichem Nebel. Die alte Linde aber raunt mir zu: Höre, ich will Dir von jenem Grab erzählen; ich weiß alles! Aufmerksam lauschte in den Worten — es war eine ergreifende Geschichte von zweien, die nicht zu einander kommen konnten. — — —

— Da fühlte ich mich am Arme gepackt. Erschreckt sprang ich auf. Vor mir stand der alte Berger, der Friedhofswärter, verlegen seine Mütze in der Hand haltend.

„Entschuldigen Sie nur,“ sagte er, „aber ich meine, es wird zu kühl, und die Frau Doktor könnten sich leicht etwas holen. Sie haben nämlich lange geschlafen.“

„Wahrhaftig, Alter,“ entgegnete ich, einen Blick nach der Sonne werfend, die schon am Horizonte stand, „wahrhaftig, ich glaube, ich habe geschlafen! Und denken Sie, was mir sonderbares im Schlafe begegnet ist — jene Mary Winters ist mir erschienen und hat zu mir gesprochen.“ Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ja, ja, Berger, Sie können es mir glauben! Uebrigens, wollen Sie mir denn nicht die Geschichte von ihrem Leben erzählen?“ bat ich.

„Ich weiß nichts,“ beharrte er.

„O doch,“ erwiderte ich, „wenn Sie nur wollen, könnten Sie mir sicher erzählen! Ich verspreche Ihnen, zu schweigen — und ich sollte meinen, daß Sie mich genügend kennen, Berger!“

„Ja, Frau Doktor, das tue ich — und Sie haben recht, ich weiß alles. Nur spreche ich nicht gern darüber, weil es gar zu traurig ist.“

„Ach, Sie haben Mary Winters gekannt?“

„Ja, und ein schöneres Mädchen gab es wohl nicht; wie ein wirklicher Engel sah sie aus mit ihren blonden Locken und dem weißen Gesicht. Sie hat mir auch ihr Bild gegeben!“

„Darf ich das Bild sehen?“ fragte ich.

„Dann müssen Sie sich schon zu mir bemühen,“ entgegnete er, „meine Alte hat es in Verwahrung, und dann wollen wir Ihnen auch erzählen, was wir wissen — aber nicht darüber sprechen!“

So ging ich mit ihm nach seinem schnatzen Häuschen, das gar lauschig inmitten hochragender Bäume lag. Wir beide kannten uns schon lange. Damals vor sieben Jahren hat er meinen Mann und mein Kind begraben und mich manchem durch seine schlichten Worte getröstet, wenn mich der Schmerz an den frischen Gräbern zu übermannen drohte. Während der langen Zeit meiner Abwesenheit aber hat er gar treulich für die Gräber meiner Lieben gesorgt, und so etwas bringt die Herzen einander näher, als manches andere.

„Ja,“ sagte er im Gehen, „sie hat sich mal mit ihrem Liebsten hier getroffen; das war ein schmuder Offizier, dessen Bild wir auch haben. Im Glück der jungen Leute sind wir wieder jung geworden — und dann das traurige Ende! — Ich möchte mich wohl noch mehr um das Grab kümmern; doch ich habe viel zu tun, und ich werde auch immer älter. Den weißen Rosenstock habe ich ihr darauf gepflanzt — sie hatte einmal zu mir gesagt: „Wenn ich sterbe, Berger, möchte ich ein ganz einfaches Grab habe, — nur Eisen und weiße Rosen!“ — — —

In der einfachen, aber blühsauberen Stube saß seine Frau am Fenster und strickte, während neben ihr auf der Fensterbank behaglich schnurrend eine graue Kaze lag.

„Hier bringe ich Dir auch Besuch, Frau,“ rief der Alte, „die Frau Doktor Schöne will gern etwas von Deinem Engel hören.“

„Ach Gott,“ entgegnete Frau Berger aufstehend, indem sie sich mit der Hand über die Augen fuhr, „ach, ich werde immer so traurig, wenn ich an das arme Mädchen denke, trotzdem sie uns eigentlich gar nichts angeht, und wir gar nichts weiter von ihr wissen; aber sie war so schön und gut!“

Ich setzte mich auf das Sofa und nach allerlei alltäglichen Fragen und allerlei Umständen holte sie endlich die Bilder, die sorgsam in Seidenpapier gehüllt waren. Ich nahm eins davon zur Hand und mit Mühe unterdrückte ich einen Ausruf des Erstaunens — das war ja Leutnant Wolf von Wolfsburg, der mir da im Wilde entgegentrat, so lebensfrisch, wie ich ihn zuletzt gesehen — ein stolzes edles Gesicht, ein feingehackter, von einem dunklen Bärtchen beschatteter Mund, um dessen Lippen ein herzgewinnendes Lächeln lag. Den feurigen, geistprühenden Blick, der ihm eigen war, den konnte der Photograph freilich nicht so wiedergeben — überhaupt war das Bild, trotz seiner guten Ausführung, nur ein schwacher Versuch, sein interessantes, edles Gesicht naturgetreu wiederzugeben. — Also er war der „Liebste“ von Mary Winters! Ich war aufs höchste neugierig, das Bild derjenigen zu sehen, die es verstanden hatte, sein Herz zu bezwingen. Als ich ihr Bild sah, begriff ich ihn. Ein Gesicht, so wunderhohes war mir noch nie etwas begegnet: ein wahrhaftes Engelsgesicht mit feinen edlen Zügen, wie man sie in solcher Reinheit selten findet, dazu ein Paar Augen von hinreißendem Ausdruck, ein Mund von entzückendem Liebreiz — ein Mund, der nur zum Küssen geschaffen schien! Lange betrachtete ich die Bilder, auf deren Rückseite geschrieben stand: J. frdl. Andenken. Aus Dankbarkeit gewidmet von Mary Winters und Wolf von Wolfsburg.

Schweigend legte ich sie endlich aus der Hand, doch so, daß ich sie noch immer betrachten konnte. Ich habe eine Schwäche für schöne Gesichter, für schöne Menschen, und gar manche interessante, auffallende Erscheinung habe ich gesehen und kennen gelernt, jedoch noch kein Weib, das so viel Liebreiz in sich vereinte, wie dieses Mädchen hier. Wie berückend muß das Original gewesen sein, wenn schon das Bild einen solchen Eindruck auf mich machte! —

„Ja,“ seufzte die alte Frau, „ja, wer hätte das gedacht, solch junges Blut, daß sie beide schon tot sind!“ Endlich kam sie dazu, mir die Geschichte zu erzählen; ihr Mann half ein, wenn ihr der Faden einmal abhanden kam oder wenn sie gar zu weitschweifig wurde, und so erfuhr ich alles. Aufmerksam hörte ich zu und prägte meinem Gedächtnis alles genau ein. Ich stand auf und bedankte mich. Beim Abschied sagte ich zum alten Berger: „Sie könnten gewiß noch manches erzählen.“

„Ja,“ sagte er, „manches, wenn ich reden wollte! Ach, was ist das Leben!“

„Es ist schon spät, lieber Berger; ich muß eilen! Aber ich komme wieder, und dann müssen Sie mir auch von den anderen Gräbern erzählen! — Nochmals meinen Dank; leben Sie wohl!“ Ich reichte dem freundlichen Leuten die Hand und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechstunden

f. Zahn- u. Mundkrankheiten in d. Allg. Poliklinik, Heilenstr. 19, jezt Mittwochs u. Samstags von 2—3 Uhr. 9437

Bahnarzt Dr. med. Friedrichstraße 3, 2., neben Museum Wilhelmstr.

Denkspruch.

Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen, was ihn schmerzt, wird er meiden, was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt; er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigsten Unvollkommenheiten ist die Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit . . .

Schiller.

Das „andere“ Tier.

Von Jan Boeruit.

(Nachdruck verboten.)

Allgemeine Geiterkeit gepaart mit einer guten Dosis Schadenfreude herrscht seit kurzem in dem an die Avenue de Choisy angrenzenden Teil des dreizehnten Arrondissements von Paris, und ich muß gestehen, daß ich diese Gefühlsmischung in diesem Falle voll auf zu begreifen vermag. In der genannten Avenue hatte es nämlich ein Monsieur Comblot, der als gut situiert Hausbesitzer und Rentier im eigenen Grundstück ein Stadthaus bewohnt, verstanden, sich sowohl bei seinen Mietern wie in der ganzen Nachbarschaft so mißliebig wie nur möglich zu machen. Das ist auch gar kein Wunder, denn seine Mieter tyrannisierte er auf das rücksichtsloseste, seine Nachbarn schikanierte er auf das bössartigste, und da er ein eifriger Nationalist ist, so vereinigte er mit diesen liebenswürdigen Eigenschaften einen glühenden patriotischen Haß gegen die Anhänger der heutigen Regierung, auf welche er auf das wütendste schimpfte. Es konnte daher auch gar nicht fehlen, daß sehr häufig die eine oder die andere Wohnung in seinem Haus leerstand und sich meist nicht so leicht wieder vermieten ließ, denn entweder zogen die Reflektanten in der Nachbarschaft Erkundigungen ein oder sie wurden beim Durchlesen des Mietvertrages mit seinen vielen Bestimmungen darüber, was nicht erlaubt und was verboten ist, einfach kopfschüttelnd in beiden Fällen aber kamen sie nicht wieder.

So hatte der Herr Rentier zu Beginn dieses Jahres wieder einmal eine seit längerer Zeit leerstehende kleine Wohnung in der ersten Etage zu vergeben und er war schließlich doch recht froh, als sich in der Person eines pensionierten Sergeant-Majors der Chasseurs d'Afrique ein Mieter fand, der den verlausulierten Vertrag ohne Zögern unterschrieb. Zwar wollte dem braven Comblot der neue Hausbewohner anfänglich etwas verächtlich vorkommen, denn als geborener Elässer führte er den seltenen Namen Schmitt, aber im übrigen war nichts gegen ihn einzuwenden. Er hauste ganz allein in seiner kleinen Wohnung, hatte weder Kind noch Regel, empfing keine Besuche, war durchaus ruhig und anspruchslos, so daß man kaum etwas von ihm zu sehen oder zu hören bekam und zahlte pünktlich. Mit einem solchen Mieter konnte jeder Hausbesitzer zufrieden sein, und Monsieur Comblot war es auch. Weniger zufrieden dagegen war der frühere Sergeant-Major, der sich doch auf die Dauer in seinen Räumen recht einsam fühlte und zur Gesellschaft gar zu gern einen Hund gehalten hätte, wenn nicht ein unangenehmer Paragraph im Mietvertrag gewesen wäre, der gerade das Halten dieses vierbeinigen treuen Gefährten des Menschen auf das strengste verbot.

Inzwischen aber rückten die Wahlen zum Generalrat heran, der Herr Rentier besann sich auf seine patriotische Pflicht und stürzte sich Hals über Kopf in die Agitation für seine Partei und deren Kandidaten.

Und die politische Tätigkeit nahm den ehrenwerten Hausbesitzer so vollständig in Anspruch, daß er Tag und Nacht unterwegs war und durchaus kein Zeit mehr für die Vorgänge in seinem eigenen häuslichen Reiche erübrigen konnte. Das schien seinem hunde-freundlichen Mieter die günstigste Gelegenheit, den Versuch zum Durchbrechen des strengen Verbots zu wagen und sich den heiß ersehnten vierfüßigen Gesellschaften zuzulegen; vielleicht drückte der Gestrenge der vollendeten Tatsache gegenüber ein oder gar beide Augen zu. Er ging also hin und kaufte sich einen Hund, den er mit großer Geschicklichkeit unter seinem Mantel verborgen, am Abend in seine Wohnung einzuschmuggeln verstand. Und da das liebe Tierchen — es war ein schneidiger Foxterrier — bald alle guten Eigenschaften seiner Rasse zur Entfaltung brachte, denn er entwickelte neben einer rührenden Anhänglichkeit an seinen neuen Herrn eine so hervorragende Wachsamkeit, daß sich selbst nicht einmal der Postbote noch in die Wohnung des ehemaligen Chasseurs d'Afrique getraute, so war dieser vollkommen glücklich.

Allein nicht lange, denn des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zuteil! Die Wahlen gingen vorüber, die Partei des Monsieur Comblot war unterlegen und als der patriotische Menschenfreund am nächsten Morgen erwachte, da war er so voll heißen Borns und lodender Wut, daß sich dieselben mit Notwendigkeit nach irgend welcher Seite hin entladen mußten. An einem Gegenstand für diese Entladung fehlte es ihm ja glücklicherweise nicht, denn wozu hatte er seine Mieter im allgemeinen und den alten Troupier im ersten Stock im besonderen? Ja, er wollte die seiner schlaffen Hand fast gänzlich entfallenen Zügel des Hausregiments wieder scharf, sogar doppelt scharf anziehen, und bei Monsieur Schmitt würde er den Anfang machen. O, er wollte dem alten querköpfigen „Sauerkrautfresser“ schon zeigen, was es bedeutete, gegen seine, des Monsieur Comblot strenge Hausgesetze zu verstoßen und ihm trotz des strikten Verbots so ein scheußliches Hundevieh ins Haus zu bringen!

Die diesem Entschluß folgende sehr stürmische Unterredung zwischen dem Hausherrn und seinem Mieter, begleitet von dem wütenden Gebell von „Bijou“ — auf diesen schmeichelhaften Namen hörte nämlich der neue vierbeinige Hausgenosse — lockte natürlich zahlreiche Zuhörer an und sie alle waren Zeuge, daß der gestrenge Haustyrann sich in seinem Born zu der etwas unbedachten Aeußerung hinreißen ließ: Jedes andere Tier wolle er dem Monsieur Schmitt zu halten erlauben, nur keinen Hund! Und dabei blieb er und „Bijou“ mußte weichen. Aber sein Herr hatte auch die unbedachte Aeußerung aufgefangen und darauf einen schwarzen Nachplan gebaut.

Am Abend desselben Tages — die Dämmerung war bereits hereingebrochen und der Concierge (Portier) für einen Augenblick aus seiner Loge in den Hof gegangen — da betrat der am Morgen Gemahregelte das Haus wieder in Begleitung eines fremden Gastes, der merkwürdig schwerfällig und mühsam die Treppe hinaufstappte und sich offenbar nur ungern durch die liebevollen Bureben des Ex-Sergeant-Majors: „Komm nur, komm, mein Alter. Es wird dir schon bei mir gefallen!“ bewegen ließ, dieselbe ganz zu ersteigen. Endlich waren die beiden oben, die Korridortür fiel ins Schloß und alles war ruhig. Wenigstens für die Nacht. Aber kaum graute der nächste Morgen, da wurde es laut in der sonst so stillen Wohnung und fürchterliche, langgezogene, Mark und Bein durchdringende Töne dröhnten von ihr aus in nervenzerreißenden Schwingungen durch das ganze Haus. So entsetzlich, unbegreiflich grauenhaft klang es, daß die Hausbewohner aus ihrem friedlichen Morgenschlummer emporfuhren und in blindem Schrecken, aber auch in sehr fragwürdiger Toilette die Treppe hinunterstürzten, um in

der Portierloge Zuflucht zu suchen und den ganz bestürzt hier erscheinenden Hausherrn mit einem Sturm von Fragen zu überfallen.

Doch auch der Gestrenge weiß keine Erklärung, denn augenblicklich herrscht Ruhe und Friede unter seinem Dach. Aber jetzt wieder — ja, was ist denn das? Ist's Wirklichkeit? Nein, es ist keine Täuschung — unverkennbar deutlich erklingt es langgezogen, das eigenartig harmonische Y—ah, Y—ah — und — „ein Esel! ein Esel in meinem Haus!“ Der Rentier schreit es wütend, er hebt am ganzen Leib! Dann aber stürzt er, gefolgt von all den nur viertel- oder halbbekleideten Männlein und Weiblein die Treppe hinauf und auf die Korridortüre zu, in welcher soeben Monsieur Schmitt, bereits in tadelloser Toilette, erscheint. Ebenso tadellos ist seine Höflichkeit, mit der er dem wuschäumenden Haustyrannen kühl lächelnd erklärt: „Ein Esel? Gewiß, ein Esel!“ Daß die Mitbewohner so früh aus ihrem Schlummer geschreckt worden sind, bedauert er, aber es ist nichts mehr daran zu ändern, denn der Esel ist eben jenes „andere Tier“, das ihm Monsieur Comblot zu halten erlaubt hat. Und dabei bleibt er diesmal, zuckt nur bedauernd die Achseln und schließt seine Türe von innen, die ganze Gesellschaft in sehr gemischten Gefühlen davor stehen lassend.

Einige lachen, andere sind erbost — am erbostesten natürlich der Haustyrann, der sich sofort in die Kleider wirft und ohne Morgenkaffee zur Polizei rennt. Diese ist zuvorkommend gegen den reichen Mann und läßt dessen Mieter sofort wegen Erregung eines öffentlichen Aergernisses vorladen. Doch der alte Afrikaner, der so manchen blutigen Strauß mit den Naphlen ausgesodeten, erweist sich der Situation als vollkommen gewachsen. Er beruft sich auf die Erlaubnis des Hauseigentümers — die dieser nicht ableugnen kann — und behauptet, daß ein Esel ein „anderes Tier“ als ein Hund sei, was wiederum die Polizei nicht bestreiten kann. Außerdem könne das Halten eines Esels als Erregung eines öffentlichen Aergernisses nicht betrachtet werden, denn sonst gäbe es nicht so viele Esel im republikanischen Frankreich, eine Behauptung, auf welche die Polizei ihm die Antwort schuldig bleibt. Schließlich erteilt sie dem beinahe in Raserei verfallenden Hausbesitzer den Bescheid, daß die ganze Sache nicht vor ihr Forum, sondern vor das Zivilgericht gehört, bei welchem er eine beschleunigte Klage anhängig machen solle. Das hat Monsieur Comblot sich natürlich nicht zweimal sagen lassen, sondern sofort die Zivilklage anhängig gemacht, für welche Termin auf den dritten Tag angesetzt wurde. Und inzwischen sang der Sänger jeglichen Tag — namentlich frühmorgens, aber auch tagsüber, wenn er Langeweile hatte — und die übrigen Mietsparteien drohten mit sofortigem Auszug, wenn der Skandal nicht ein Ende nehme. Im Termin selbst erschien es anfänglich zweifelhaft, welche Auslegung der Richter der Erlaubnis zum „Halten“ eines „anderen Tieres“ geben werde, da der Kläger geltend machte, daß die Küche für einen Esel doch nicht der geeignete Platz sei. Als aber Monsieur Schmitt erklärte, daß auch er die Küche nur als vorläufigen Notbehelf betrachte und entschlossen sei, sobald er ein obliegendes Urteil erlangt habe, dem braven Langohr ein geschmackvolles Ställchen auf dem Hof zu errichten, wo er seine melodische Stimme noch viel besser zur Geltung bringen könne, als in der engen Wohnung, da war der Haustyrann windelweich geworden und ging gegen Verzicht auf das Halten des „anderen“ Tieres auf einen gerichtlichen Vergleich ein, der seinem Mieter alles gewährte, was derselbe nur verlangen konnte: Erlaubnis zum Halten von Hunden, Katzen und Vögeln, Verlängerung des Mietvertrages, Übernahme sämtlicher Kosten usw.

Am hellen Mittag desselben Tages aber hielt „Wijou“, mit einem Lorbeerkranz mit roter Schleife ge-

schmückt, seinen siegreichen Einzug in der Avenue de Choisy, während der gemietete Esel in den Reihstall zurückkehrte. Monsieur Comblot indes ist der Lächerlichkeit verfallen, und wer da weiß, daß in Frankreich nichts sicherer tötet, als diese, der wird begreifen, daß die gefürchtete Autorität und das strenge Regiment des Herrn Rentiers und Hausbesizers der Vergangenheit angehören.

*



Singende Insekten. Die Japaner haben eine besondere Vorliebe für singende Insekten. Schon mehrere Jahrhunderte hindurch wird von ihnen ein Sport gepflegt, bei dem diese eigenartigen Tiere den Mittelpunkt bilden. Ganze Gesellschaften begeben sich ins Freie und schlürfen auf Strohmatte lagernd ihren Tee, während sie dem Konzert der bestügeltsten Musikannten lauschen. Im Laufe der Jahre ging man noch weiter. Man züchtete diese Insekten, die heute namentlich in Tokio einen blühenden Handelsartikel bilden. Im Mai und Juni kann man in den meisten Häusern kleine Bambusbauer mit diesen Insekten sehen, deren glodenreine Töne das Publikum begeistern. Der hervorragendste Sänger ist das „Suzumushi“ genannte Insekt, welcher Name „Insekten-glocke“ bedeutet. Ein anderes Insekt „Kirigirishi“ bringt einen, einem Hahnenschrei ähnlichen Laut hervor. Dann gibt es noch einige Heuschreckenarten, die singen.

*

Gemeinnütziges.

Hausliche Winke.

Vorräte in Düten aufzubewahren ist durch aus nicht empfehlenswert. Glas- oder Porzellanbüchsen eignen sich am besten dazu, doch können auch die hübschen Blechbüchsen mit Vorteil in der Küche verwandt werden, die jetzt so vielen Nahrungsmitteln als Verpackung dienen. Auch Liebig- und andere Fleischextraktöpfe sind für Pfeffer, Bunt und andere Gewürze zu gebrauchen, ja es gibt sogar Hausfrauen, die die Glasbüchsen, in denen man Schuhecreme kauft, natürlich nach sehr sorgfältiger Reinigung, für Gewürze verwenden. Diese Büchsen haben den Vorteil eines zuschraubbaren Deckels, und man kann außerdem von außen sehen, was in ihnen enthalten ist.

*

Um altbackenen Kuchen wieder aufzufrischen, taucht man ihn einen Augenblick in kalte Milch und läßt ihn dann in mäßig warmem Ofen aufbadern, bis die Kruste wieder hart geworden ist. So behandelter Kuchen schmeckt wie frischer und kann jedermann vorgelegt werden. Altes Brot kann in derselben Weise behandelt werden.

*

Humor.

Zu höflich. Als König Oskar von Schweden einst durch eine kleine Stadt kam, die zu seinem Empfang festlich geschmückt war, bemerkte er an einem großen Gebäude ein auffallendes Transparent mit der Inschrift: „Willkommen, Majestät.“ Er erkundigte sich, was für ein Gebäude das sei. „Das städtische Gefängnis,“ war die Antwort. Da lachte der König herzlich und meinte: „Das ist aber doch wirklich zu höflich!“